Betäubung

Autor(en): **Chappuis, Edgar**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **21 (1931)**

Heft 7

PDF erstellt am: **15.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-635094

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

„Ach, könnte ich doch auch noch einmal hinaus ans Tageslicht, ich ersticke hier unter dem Tuche, laßt mich Atem holen!"

Man schrieb Dezember, der Monat des ersehnten Christfestes. Die Natur war erstorben, in Winterschlaf versunken.

Neues Hoffen durchdrang den Schlitten.

Nun wird wohl die Straße mit Schnee bedeckt, und dann darf ich wieder hinaus.

Er freute sich auf den kommenden Augenblick wie ein Kranker, welcher der Genesung entgegen sieht.

Eitle Hoffnung. Konnte der jahrelang ins dunkle Gefängnis Verbannte denn ahnen, daß die Menschen längst ein viel schnelleres Fahrzeug erschaffen, das auch im Winter über den Schnee dahinrast ohne Pferd und Peitsche. Konnte er wissen, daß er überhaupt überflüssig geworden, weil seine Existenzbedingung — Schnee — ein gar seltener, kurzer Gast mehr war?

Doch solange noch Leben im Schlitten war, durfte er hoffen, und mit allen Fasern klammerte er sich an diese seine einzige Hoffnung.

Und das Wunder geschah.

Das Quecksilber sank. Bleiern hing das Gewölk, sank tief, immer tiefer, als hätte der Himmel die Kraft nicht mehr, es zu halten.

Einzelne Flöcklein wirbelten erschrocken in der Luft herum, dann immer mehr.

Es schneite.

Die Menschen stülpen den Mantelkragen hoch, drücken sich den Mauern nach, suchen Schutz an der Wärme.

„Wird wieder eine schöne Sauerei geben!"

Aber es schneit weiter, es schneit Tag und Nacht, die weiße Decke hält, steigt höher und höher. —

Morgen gibt's eine Schlittenfahrt, ruft glückstrahlend der junge Mann in die Stube. Die Kinder sperren das Maul auf, kaum können sie solches fassen. Eine Schlittenfahrt? Mit dem großen Schlitten und dem Hücoco, wo man schlitteln kann, ohne daß es bergab geht?

Hei, das gibt ein Fest!

Fast feierlich wird anderntags unser Schlitten hervorgezogen. Er reckt die steifgewordenen Glieder, schüttelt sich ein paarmal tüchtig.

Zwei — drei — vier Mäuschen springen erschrocken davon.

„Hinaus mit euch, ihr kleinen Nager, habt lange genug hier gehaust und kein Kostgeld bezahlt, sucht euch eine andere Wohnung!"

Etliche Stunden später steht der Wiedererstandene, mit farbigen Decken und Fellen bekleidet, reisefertig vor der Türe. Auch der Braune davor hat seinen schönsten Staat angelegt, kratzt ungeduldig das Pflaster, daß die Schellen hell erklingen.

„Ob ich's wohl noch aushalte mit meinen steifen Knochen?" frägt sich jetzt etwas ängstlich der Schlitten.

„Bah, es wird schon gehen!"

Mächtig zieht der Braune los, der Schlitten stößt ihn neckisch in die Hinterbeine.

„Siehst du, ich kann's noch!"

Dann ziehen sie beide dahin in die verzuckerte Welt hinaus.

Rein, blütenrein breitet sich die weiße Fläche vor ihnen aus, glitzernd, wie mit Diamanten übersät. Der Schlitten jauchzt entzückt aus allen Fugen.

„Vorwärts, Brauner, zieh, zieh mich ans Ende der Welt!" Und der Braune geht in Gelopp über, federleicht erscheint ihm heute die Last, es ist, als ob Pferd und Schlitten einander jagten wie ausgelassene Kinder.

Nun geht's in den Forst hinein, tief verbeugen sich die weißen Tannen vor dem einziehenden Gaste. Ein alter Rabe hockt am Rande der Straße, reibt sich die Augen.

„Salut, salut, alter Freund, hätte nicht gedacht, dich im Leben noch einmal zu treffen, bist immer noch der leichte Geselle, voll Uebermut. Aber gäll, jetzt können sie dich wieder brauchen, gefällst mir immer noch besser als die Stinkbennen, die hier das ganze Jahr vorbeisausen und mir Dreck in die Augen spritzen."

Lange noch glotzt er dem Schlitten nach, flattert ins Gebüsch, dem Spuke nachzuträumen.

Weiter geht die Fahrt, vorbei an hablichen Bauernhöfen, durch schmucke Dörfer.

„Marianneli, Christeli, schnell, es kommt ein Schlitten!"

Die Kinder drücken die Nase an die Scheibe, indeß der Bauer halb verärgert seine erkaltete Pfeife von einer Mauleke zur andern stößt und an vergangene Zeiten sinnt.

Nun stehen Pferd und Schlitten vor dem Wirtshaus „zum Frohsinn". Eine Zeitlang begafft der Schlitten den Wirtshausschild, dann beschleicht ihn langsam ein Gefühl von Wehmut und Zorn zugleich. „Frohsinn! Willst mich wohl foppen, schlechter Patron da oben, zum Teufel mit deiner Larve, meinst, ich hätte nicht gemerkt, wie's heute steht um mich herum? Haben sie mich heute morgen herausgeputzt wie eine Brautjungfer, glaubte was Wunder zu erleben bei dieser herrlichen Winterlandschaft und, weiß Gott, nicht einmal ein armseliger Rumpelschlitten hat sich mir gezeigt. Niemand hat mein Wiedersehen begrüßt, angeglotzt haben sie mich wie ein Meerwunder. Dafür sind Maschinen an mir vorübergesaust, gebrüllt haben sie noch, als wäre der Leibhafte hinter ihnen her. Ja, ausgefözelt bin ich worden: ‚Was will der auf der Straße, der alte Kasten!' Aber bin ich nicht viel schöner und vornehmer, jetzt noch, sag's, Wirtshausschild?"

Dieser bleibt ihm die Antwort schuldig. Schon zieht der Braune wieder an. Heimwärts.

„Brauner, nicht gar so schnell!" beginnt es hinten zu jammern, „mir tun die Glieder, das Herz so weh, fahr langsamer, es könnte ein Unglück geschehen."

„Red nicht dummes Zeug!" schallt's zurück. „Wer wollte klagen, ich zieh dich ja, schäme dich vor dem schönen Schnee!"

Man näherte sich dem Dorfe, leicht senkt sich die Straße, der Schlitten kommt stoßweise ins Gleiten, er beginnt zu zittern.

„Brauner, guter Brauner, halt an, mir ist's zum Sterben, laß mich hier allein, ganz allein!"

Lichter winken den Heimkehrenden entgegen.
Schneller und immer schneller geht's.
Da — ein Ruck, ein Krachen.
Aechzend neigt sich der Schlitten zur Seite.
Ade, du schnöde Welt!
Im weichen Schnee haucht er sein Leben aus.

Andreae.

Betäubung.

Von Edgar Chappuis.

Es peitscht sie hin, die Männer, Kinder, Frauen.
Aus Alltagsgrau sie sehnsuchtsvoll entfliehn.
Als gält' es, eine Seligkeit zu schauen.
So stürzen sie zur schalen Freude hin.

Blendende Lichter gleißen durch die Nacht.
Vergnügen lockt in vielerlei Gestalten. —
Dort ein geschminkter Mund betörend lacht.
Es hält sie nicht, die Jungen wie die Alten.

Musik schrillt auf. Halbnackte Leiber drehen
Sich wild im Tanz, vergessen sich zu trinken.
Den kurzen Augenblick können sie sehen,
Von einem Taumel in den andern sinken.

In Licht, Musik, in tollen, bunten Farben,
Wirkt der Betäubung opiumschwere Macht.
Doch bei der Leidenschaft entfachten Garben,
Ist es die Maske nur, die gellend lacht.